

Religion/Theologie und Geschichtswissenschaft

H. Schweizer, »...deine Sprache verrät dich!« 2002

(vgl. ID 0.02)

Das Thema hat viele Aspekte, daher ist hier äußerste Beschränkung nötig. Angeknüpft wird jedenfalls an **ID 4.09**. Dort war gesagt worden, dass es den Sprechakt der »Darstellung« in zwei Formen gibt. Im *Normalfall* spreche ich von einem Thema, weil es irgendwie mit meiner Person etwas zu tun hat – und sei es Neugierde, oder was es an sonstigen Motiven geben mag. – Es gibt den Sprechakt der »Darstellung« aber auch in einer *Sonderform*, das heißt: obwohl ich mich als Sprecher nie wirklich aus dem Spiel nehmen kann, versuche ich, von mir abzusehen, versuche »sachlich« und »nüchtern« Zusammenhänge darzustellen. Jede Gebrauchsanweisung, jede wissenschaftliche Disziplin geht auf diese Weise vor.

Wer an dieser Stelle das Adjektiv »objektiv« anführt, dürfte allerdings sprachtheoretisch ziemlich naiv sein. Welches menschliche Subjekt sollte je beanspruchen, »objektiv« sein zu können – das ist ja schon ein Widerspruch in sich? Selbst wenn ich von mir als Person nicht rede, bin immer noch ich es, der die Aussagen macht, thematisch auswählt, die Aussage auf ein Ziel hin anordnet. Und die Art, wie ich vortrage oder schreibe, lässt indirekt unvermeidlich meine Person doch erkennen. Das Ziel der »Objektivität« ist und bleibt ein Popanz. Es kann nur darum gehen, die eigene Person nicht zu thematisieren. Beteiligt ist sie aber immer.

Religion zielt auf »Glauben«, also auf eine immer höchst subjektive, persönliche, innere Grundüberzeugung von Menschen. Es ist keineswegs so, dass Menschen durch Religionsinstitutionen einen solchen inneren Halt erst bekämen. Vielmehr umgekehrt: Jeder Mensch – wenn er nicht in seiner Entwicklung nachhaltig gestört wird – bildet ein solches Grundvertrauen in sich, in die Welt, in das Leben, in andere Menschen aus. Dieses Grundvertrauen läßt ihn leben.

Religionsinstitutionen greifen dies auf, wollen die Grundanlage bewusster machen, stärken, wollen durch religiöse Handlungen, Feste, Texte kulturell vereinheitlichen, damit große Gemeinschaften bilden. Dadurch werden *innere* Einstellungen *außen* sichtbar gemacht. Das kann vom Einzelnen als Bestärkung erlebt werden. Das kann aber auch zu Spannungen führen: Jemand lehnt die äußeren Formen der Religion ab, entwickelt aber durchaus ein stabiles inneres Selbstwertgefühl, gerade in Abhebung von Religionsinstitutionen.

Theologie als wissenschaftliche Begleitung der jeweiligen Religion ist bestrebt, möglichst »sichere« Aussagen zu machen, also wissenschaftliche. Eigentlich soll die Theologie dem »Glauben« dienen, also etwas sehr Persönlichem. Das soll aber so geschehen, dass der Vernunft mögliche Aussagen formuliert werden. – Somit auch hier die Spannung zwischen »Innen« und »Außen«. Es bleibt die Frage: Wie kann Theologie mehr bieten als informatives Beiwerk, das letztlich nicht so wichtig ist, weil »Glauben« immer eine persönliche innere Einstellung ist?

Geschichtswissenschaft: Seit mehr als 200 Jahren dominiert in der wissenschaftlichen christlichen Auslegung der ca. 2000 Jahre alten Bibel die sogenannte »historisch-kritische Methode«. Sie versucht nun das »Innen« des heutigen Forschers zu neutralisieren und stattdessen das »Außen« der alten Texte sichtbar zu machen: Wann sind sie entstanden? Unter welchen *damaligen* Umständen? – Das ist die praktische Anwendung des **Sprechaktes der »Darstellung« in seiner Sonderform**. Unter Absehung vom *heutigen* Forscher sollen die damaligen geschichtlichen und geistigen Rahmenbedingungen rekonstruiert werden. Der heutige Forscher ist nicht das Thema.

Das bleibende *Dilemma* der Theologen besteht also darin, dass ihr »Gegenstand« kein Gegenstand ist, sondern eine immer sehr persönliche, individuelle Glaubensentscheidung. So gesehen haben andere dazu gar nichts zu sagen. Die Konsequenz: man könnte Theologie abschaffen.

Da man das nicht will, versucht die Theologie alle möglichen »Sicherheiten« = Nicht-Subjektives zu bieten. Die »Historie« scheint dazu besonders geeignet zu sein. Sie stellt dar, was – vermeintlich – »objektiv« geschehen ist und konfrontiert das heutige Glaubenssubjekt damit.

Die Gefahr darin: es schwingt eine Wertung mit, die besagt: die historischen oder systematischen Glaubenszusammenhänge sind wichtig (im Extrem: Dogmen). Deine persönliche Glaubensentscheidung hat sich ein- und unterzuordnen. Mit einem äußerlich aufgebauten, schein-objektiven Wissenssystem wird der Einzelne in seiner Autonomie missachtet, ja – häufig genug – regelrecht verfolgt (mit der ganzen Palette möglicher Grausamkeiten).

Wer also die alten Texte vorwiegend »historisch-kritisch« behandelt, erzielt verschiedene Effekte:

1. Er erfährt tatsächlich einiges über die damaligen historischen Entstehungsbedingungen, über das geschichtliche Werden der Texte selbst.
2. Er behandelt die Texte als alte, aus ferner Vorzeit stammende Botschaften.
3. Er sieht einen »garstigen Graben« zwischen den alten Texten und sich als heutiger Person (so sprach man schon im Zeitalter der Aufklärung).
4. Weil der Forscher meist nicht durchschaut, dass er dem **Sprechakt Darstellung in seiner Sonderform** folgt (s.o. – nicht er als Person interessiert, sondern – 'objektiv' – nur die alten Entstehungsbedingungen der Texte), wird er die Texte nie so

lesen, dass sie ihm in **Darstellung-Normalform** auch mal existenziell etwas sagen. Ein 'Historisch-Kritischer' in Reinform wüsste gar nicht, wie das gehen solle. Also beklagt er ständig und leidend den 'garstigen Graben', ohne etwas ändern zu können.

Es trat sogar der perverse Fall ein, dass Theologen rechtfertigten, es könne und dürfe nur die »historisch-kritische« Lektüre geben, also die, die sich die Texte »vom Leib hält«, denn nur die sei wissenschaftlich und seriös. Das taten (und tun) sie oft deswegen, weil es in Kirchen auch die Gegenströmung gab/gibt: vernunftfeindliche Gemeinschaften (z.B. Pietisten), die die alten Texte möglichst als unmittelbare göttliche Botschaft (= Handlungsanweisung) verstehen.

5. Unterbelichtet bleibt – obwohl immer wieder mit starken Floskeln gefeiert – was zwischen Subjekt und Historie steht: der *literarisch gegebene Text*. Wohlgermerkt: nicht das göttliche Wort im Direktzugriff. Sondern das grammatisch-literarische Wort (= Texte) in den massgeblichen Heiligen Schriften. Wer sich dessen mit geeigneten Mitteln annimmt – Grammatik, Textanalyse, Hermeneutik, Ästhetik –, wird nicht immer, aber oft fasziniert sein von dem, was die alten Texte heute durchaus noch zu sagen haben. Der Graben ist dann überwunden, es lohnt, die alten Texte sehr genau anzuschauen, mit ihnen zu ringen.

Man kann über weite geschichtliche Strecken sagen, dass an den beiden Formen des Sprechaktes »Darstellung« – Verdrängung des Subjekts zugunsten des historisch Sagbaren oder Konzentration auf das Subjekt unter Ausklammerung des historisch Wissbaren; beides eben *ohne* Vermittlung, wie in Punkt 5. angedeutet – so etwas wie ein Kulturkampf in den christlichen Kirchen entstand, der durchaus noch im Gange ist. Hierzulande kann die evangelische Kirche ein Lied davon singen. Aber in unterschiedlicher Gewichtung gibt es diesen »Glaubenskampf« in allen großen Religionen. Im Islam dominiert (noch) die Auffassung, der Koran als Text sei tabu, wogegen eine Minderheit befürwortet, diesen Text – wenigstens – »historisch-kritisch« zu untersuchen, um der Vernunft eine erste Chance zu geben.

Mit anderen Worten: Theologen sollten in **zweierlei Lektüre** geübt sein – sind es aber meist nicht: die historische Recherche (= **Sprechakt Darstellung-Sonderform**) einerseits, die sorgfältig den gegebenen Wortlaut absuchende andererseits (= **Sprechakt Darstellung-Normalform**). Letztere braucht kein detailliertes historisches Wissen, sehr wohl aber ein ausgebildetes Sprachgefühl, das auch methodisch artikuliert werden kann, insofern genauso wissenschaftlich ist (dafür steht die Alternativ-Grammatik). Dann nämlich beginnt der alte Text auch heute zu sprechen, der »garstige Graben« ist überwunden.

GRAMMIS (vgl. Modul 0.02) unter Stichwort »historisch-kritisch, Theologie«: je Ø